

# DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Von der Salvierung der Seele / Von der Salvierung  
des Körpers / Alles nur z'wegen des Schuhwerks,  
der Knöpfe und des großen Ledergalanteriewaren-  
geschäftes / Das letzte Röcheln Peter Zapfels / Eine  
moderne Art, Literaturgeschichte zu schreiben / Gott  
erhalte!

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ  
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

---

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.



# DAS NEBELHORN

---

Nr. 26

15. JANUAR 1928

II. JAHR

---

## VON DER SALVIERUNG DER SEELE

Sehr geehrter Herr Doktor!

Als ich Ihnen meine in der letzten Nummer abgedruckten Darlegungen schickte, hegte ich die leise Hoffnung, diese könnten Sie vielleicht doch bestimmen, von Ihrem für Sie und andere unheilvollen Unternehmen, aus dem Bewußtsein Ihrer Leser ein grundlegendes Sittengesetz auszulöschen, abzustehen. Wie ich jedoch aus dem Hefte ersehe, begegnen Sie meinen Ausführungen mit einer Reihe von Einwänden, wodurch Sie sie zu entkräften und Ihr Gewissen zu salvieren glauben. Es wäre ein Leichtes, diese Einwände als zum Teil geradezu frivole Sophismen aufzuzeigen. Allein, einmal dürfte das Nebelhorn nicht der richtige Ort sein und dann wäre es schon deshalb völlig zwecklos, weil Sie offenbar im Vorhinein entschlossen sind, unter keinen Umständen eine Revision Ihres Standpunktes vorzunehmen.

Es bleibt mir deshalb zur Salvierung meines Gewissens nichts anderes übrig, als Sie zu bitten, von der ferneren Zusendung Ihrer Zeitschrift an mich abzusehen.

Der Betrag für das Heft 25 liegt bei.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

## VON DER SALVIERUNG DES KÖRPERS

Hochgeehrter Herr Doktor!

Das letzte „Nebelhorn“ mit seiner Erledigung der Buddhistin war wieder wunderbar! Besonders erfreut hat mich die Stelle über die Wohltätigkeit ändern gegenüber. Ganz richtig: jedes Wohltun wäre eine verbrecherische Einmischung in die karmischen Gesetze. Ich hatte erst vor kurzem einem Mann von der gleichen Denkungsart einen solchen Vortrag zu halten: Du hast zum Beispiel Zahnschmerzen. Durch irgend ein Verschulden in einem Deiner vorigen Leben hast Du es verdient. Dich von dem Schmerz zu befreien\*) wäre eine vermessene Einmischung in die karmische Amtshandlung, die ich mir absolut nicht zu schulden kommen lassen will.

Es ist nur verwunderlich, daß sonst kluge Leute diesen einfachen logischen Gedankenwegen nicht folgen können.

Viel trauriger aber ist die Tatsache, daß ich noch einen Grund zum Kinderkriegen gefunden habe und zwar wenige Stunden nach Beendigung der Lektüre von „Karma und Abtreibung“. Abends heimgekommen erfuhr ich, daß meine Nachbarin — eine sogenannte „moderne“ Frau — ein Mädchen in die Welt gesetzt habe. Da ich wußte, daß diese Dame an offener Lungentuberkulose leidet — also staatlich zur Abtreibung berechtigt gewesen wäre — gab ich meiner Verwunderung über die Austragung des Kindes Ausdruck, zumal ich wußte, daß ihr das Kind bei Tanzunterhaltungen u. dgl. nur ein Hindernis sein könne.

---

\*) Der Schreiber des Briefes ist Zahnarzt (Anm. des Herausgebers.)

Und da erfuhr ich zu meinem Grauen, daß es noch andere Gründe zum Kinderkriegen gibt als die von Ihnen aufgezählten: Fehltritt, Irrtum, geplatzttes Präservativ oder Sehnsucht der Mutter nach dem Kind.

Der Grund, warum besagte Bestie das Kind zur Welt gebracht hatte, war der: Sie hatte gehört, daß durch die Geburt ihre Krankheit auf das Kind übergehen werde und sie auf diese Art ihre Tuberkulose loswerden könne, um ungehindert weitertanzen zu können.

Es fehlt mir an Phantasie, um eine Strafe ausdenken, die einer derartigen Bestie gebühren würde. Unter den zahllosen Paragraphen unseres famosen Strafgesetzes dürfte auch kein einziger passender zu finden sein.

Noch etwas fällt mir ein: Wenn eine jenseitige Seele auf der Suche nach einem neuen Körper in ein kaum befruchtetes Ei gefahren ist und dieser neuen Wohnung sagen wir in den ersten drei Monaten schon wieder verlustig wird, so ist ja dadurch nichts verloren. Denn derartige Wohnungen gibt es in bedeutend mehr als für schon geborene Menschen, somit kann sie sich ja sofort wo anders „festsaugen“ und die drei Monate Zeitverlust werden wohl angesichts der Ewigkeit nicht gar so ins Gewicht fallen.

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, hochverehrter Herr Doktor, wie wohltuend es ist, einen Menschen wie Sie sprechen zu hören! Nur bedauerlich, daß so wenige diese Wohltat zu schätzen wissen. Ich habe unten einige Adressen aufgeschrieben. Vielleicht wird doch einer Abonnent; ich würde mich ja so sehr darüber freuen.

Nochmals vielen Dank und die besten Empfehlungen von Ihrem

ergebensten

— —

## ALLES NUR Z'WEGN DES SCHUHWERKS, DER KNÖPFE UND DES GROSSEN LEDER- GALANTERIEWARENGESCHÄFTES.

Die Januarnummer der Zeitschrift des Wiener Tierschutzvereines „Der Tierfreund“ fand ich mit folgenden Betrachtungen beklebt:

### Tierschutz.

Von Käthe Schilling.

Die Ansichten der Tierschützer sind geteilt. Die einen bekennen sich zu der extremsten Anschauung, man solle überhaupt keine Tiere töten; sie haben die gleiche Daseinsberechtigung wie der Mensch, der dem Fleischgenuß entsagen und sich nur von Pflanzen, Obst, Mehlspeisen usw. nähren soll. Schön wäre es ja, gewiß, wenn wir nicht morden brauchten. Aber praktisch durchführbar ist dieser Gedanke, wenigstens in absehbarer Zeit, nicht. Warum? Es müßte vor allem das Züchten der Tiere ausgeschaltet werden; denn wohin würde es führen, ließe man die Tiere sich bis ins Unendliche vermehren. Sie würden schließlich uns dem Hungertode zuführen. Man denke nur an die enorme Vermehrung der Hasen, die würden in den Gärten uns das letzte Krauthäuptel wegfressen.

Bedenken wir ferner, daß wir ja nicht nur das Fleisch der Tiere verzehren — das könnten wir wie die Vegetarier leicht entbehren. Vor allem sind es die Häute, die wir zu unserem Schuhwerk benötigen, ferner das Horn zu Knöpfen usw. Blicken wir einmal in ein großes Ledergalantierwarengeschäft, ja, wovon sollen diese tausende notwendigen Artikel gefertigt werden, wenn wir keine Tiere töten wollen? Und nicht zuletzt sind auch die Felle — ich spreche nur von inländischen, wie Reh-, Hirsch-, Gams-, Hasenfelle usw., zur verschiedensten Verarbeitung nötig. So paradiesisch schön der Gedanke sein mag, kein Tier zu töten, in so unerreichbarer Ferne liegt die Verwirklichung dieses Gedankens.

Nennen wir diese Gruppe der Tierschützer die Idealisten, zum Unterschied von den Praktikern. Letztere stellen

sich die Aufgabe, unseren Freund und Lebensgefährten, das Tier, weil es leider gezwungen ist, sich uns zu opfern, im Leben zu schützen, zu lieben, zu betreuen, den Tod ihm aber so leicht, so schmerzlos wie möglich zu machen.

Warum an nicht erreichbare, unabsehbare Zukunfts-ideale sich festklammern, wenn in der Gegenwart ein so großes Feld von Arbeit, Mühe, Selbstverleugnung und Opfermut vor uns liegt, das wir für unsere Lieblinge zu bearbeiten haben?

Nun folgt das Verlangen nach einem Tierschutzgesetz mit Wiedereinführung der Prügelstrafe und nach Propagierung des Tierschutzgedankens durch die Schule. Den Beschluß bildet dann folgender Passus:

Ebenso wäre es aber eine Pflicht der Geistlichkeit, namentlich der Landpfarrer, durch warnende Worte der Roheit, Dummheit, Unwissenheit und dem Aberglauben der ländlichen Bevölkerung entgegenzuarbeiten. Eine Predigt in diesem Sinne verstößt nicht im mindesten gegen unseren Glauben. Denn der große Tierfreund Christus sagte selbst: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.“

Man könnte über diesen Kohl, der sich hier vor unseren Augen aus einem Gemüse in ein Brechmittel verwandelt, mit Achselzucken und der trockenen Feststellung hinweggehen, daß das, was die Frau Schilling da schreibt aus einem geheimnisvollen Grunde keinen Groschen wert sei. Da sich aber nicht so bald wieder eine derart günstige Gelegenheit ergeben dürfte, die selbstgefällige Dummheit einer allgemeinen Meinung beim Kristallisationsprozeß zu belauschen und einen Praktiker, der sich — vom beifälligen Gemurmel der Konsumenten angestachelt — den Idealisten überlegen fühlt, in flagranti bei der Unzucht mit dem Worte „Tierschützer“ zu ertappen, möchte ich lieber nicht schweigen. Auch haben angesichts dieser Tierfreundlichkeit, die den Mord an ihren „Lieblingen“ durch ihren Bedarf an Knöpfen, Schuhen und Handtaschen plausibel machen will, alle jene ehrlichen

Fleischfresser, die keine andere Begründung für ihr Tun in Anspruch nehmen als die, daß es ihnen schmeckt und daß sie das Fressen und Gefressenwerden für einen natürlichen Zustand auf Erden halten, meinem Gefühl nach einen begründeten Anspruch auf die Versicherung meiner wärmsten Sympathie.

Ehe ich mich aber mit den von der Verfasserin berufenen praktischen Notwendigkeiten eines Galanteriewarengeschäftes befaße, ist es notwendig, jenen Brauch der Idealisten, der auch mir eignet, und der vulgo „Galanterie“ genannt wird, für kurze Zeit aufs Eis zu legen und dadurch sinnig anzudeuten, daß er ebenso entbehrlich ist wie die von ihm hergeleiteten Waren. Erst so fühle ich mich innerlich genügend beweglich, um vor allem einmal konstatieren zu können, daß der Satz: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs“, der neben dem Satze: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden“ immer wieder zitiert wird, da die beiden das tierfreundliche Um und Auf des heiligen Buches von 600 Millionen Abendländern, die danach sind, darstellen — daß dieser Satz gar nicht von Christus stammt, sondern aus den Sprüchen Salomonis (XII, 10). Er wurde schon vor hundert Jahren von Schopenhauer als eine ganz besondere Schweinerei angeprangert, so daß sich eine weitere Kritik erübrigt. Von dem „großen Tierfreund“ Christus jedoch ist lediglich seine Segnung des Fischzuges Petri überliefert und sein Gleichnis vom guten Hirten. Jene gehört aber hier nicht zur Sache, da aus Fischen weder Schuhwerk, noch Knöpfe, noch Ledergalanteriewaren erzeugt werden, dieses aber sagt ja doch nichts weiter aus, als daß es verdienstvoll sei, ein Tier vor einem für den Menschen unrentablen Tode zu retten, da sein, hier implicite göttlich geoffenbartes Erdenziel der rentable Tod für die sogenannten Kulturbedürfnisse des Menschen ist. Und

vielleicht hat der gute Hirt dieses unter allen Umständen verlorene Schaf einige Tage später, ohne deshalb vom religiösen Standpunkt aus weniger gut zu sein, selber „mit Liebe“ geschlachtet, wie die Praktiker unter den Tierschützlern, die infolge irgendeines anatomischen Defektes der Gaumenhöhle nicht mehr speien können, zu fordern nicht müde werden.

Schließt aber auch Frau Schillings Elaborat mit einer unrichtigen Beobachtung, so beginnt es dafür mit desto richtigeren. Abgesehen davon, daß ich schon einmal gebeten habe, Ansichten, die als ganze nichts wert sind, nicht auch noch zu „teilen“, da sie dann logischer Weise noch weniger wert werden — eine Bitte, die, wie ich heute bemerke, besonders für die Ansichten der Tierschützer gilt —, also abgesehen von diesem Schönheitsfehler, nimmt uns hier der Satz: „Schön wäre es ja, gewiß, wenn wir nicht morden brauchten“ durch seine eigenartige Geistigkeit und in die Augen springende Gültigkeit gefangen. Man beachte nur das pikante Komma der Beteuerung vor dem Worte „gewiß“! Das ist wahre Kunst der Ausdrucksweise! Ach dieser unleidliche, durch die Galanteriewarengeschäftsinhaber, durch die Schuster und die Knopfmacher hervorgerufene Zwang zum Morden, unter dem wir alle seufzen! Da kannte ich einen ländlichen Fleischhauer, der allwöchentlich am Freitag, ehe er an sein blutig Handwerk ging, zum Surren des Schleifsteins, an dem er sein Messer wetzte, seufzend dies Liedlein summete:

„Schön wär' es ja, gewiß,  
Wenn man nicht morden brauchte!  
Doch muß man's, weil man sich  
Barfuß die Zeh'n verstauchte.

Und dann: woraus sollt' man  
Die vielen Knöpfeln machen?  
Den Hosenlatz zunäh'n?  
Das wär'n mir schöne Sachen!

Die feinen Lederwar'n  
Sie fehlten in den Läden;  
Taschen aus Wichsleinwand  
Sind nur für die Proleten.

Am besten ist's, die Schuld  
Den Tierzüchtern zu geben,  
Und ganz kommod vom Mord  
Mit Widerwill'n zu leben.

Kumm, Kalberl Nummer eins,  
Du stirbst, dein Fell lebt weiter!  
O süßer Opfertod  
Für'n Pflanz der Pflanzenmeider!

O Aussicht voller Trost,  
Schweißfüße zu bekleiden!  
Wir sind nicht ganz bei Trost,  
Trostlos drum unsre Leiden.

Wär aber Gott gerecht,  
Er müßt uns nach dem Sterben  
Für daß, was wir gequatscht,  
Die „ird'sche Hülle“ gerben.

Also sang er und wetzte dabei. Er war ein wackerer Praktiker dieser Mann und hatte jedenfalls auf diesen Ehrentitel aller Blitzblöden mehr Anspruch als die Frau Schilling und sämtliche ihrer

Gesinnungsgenossen und -genossinnen, die die Tiere schützen und zum Fressen gern haben, weil sie ihnen dazu von anderen zuerst hingerichtet und dann hergerichtet werden, und die sich rühmen, sie könnten das Fleisch ebenso leicht entbehren wie die Vegetarier, wenn auch nur mit der Pappnase und nicht mit dem Mund. Denn diese Praktikerinnen sind nur in zwei Beziehungen praktisch. Erstens darin, daß sie sich beim Fleischessen auf die Tierzüchter ausreden, während diese — praktisch wie auch sie sind — sich beim Züchten wieder auf die Fleischesser berufen. Und zweitens in der Hinsicht, daß sie durch ihre Nachfrage nach Fleisch eine ganze Kategorie von Menschen zum professionsmäßigen Morden und die, die irgendwie mit diesen in Berührung kommen, zu unabwendbarer Verrohung zwingen, andererseits aber wieder gegen diese durch ihre Schuld verrohten Menschen nach einem Tierschutzgesetz und nach der Prügelstrafe schreien. Wenn das nicht praktisch ist, dann weiß ich wirklich nicht, was sonst noch praktisch sein könnte! In allen anderen Beziehungen aber ist die Verfasserin weitaus unpraktischer als die von ihr belächelten Idealisten, welche die „extremste“ Anschauung vertreten, nämlich die, daß die Tiere — so was! — die gleiche Lebensberechtigung wie der Mensch hätten und die es wagen, der Anerkennung dieses Gedankens nachzustreben, einer Anerkennung, die aber infolge der Idiotie der Praktiker noch in „unerreichbarer, paradiesischer Ferne“ liegt. Weltfremd, wie diese Praktikerin ist, hat sie sich scheinbar noch nie dafür interessiert, womit denn eigentlich zum Beispiel die Galanteriegeschäfte in Japan, wo es keine Viehzucht gibt, angefüllt seien und weshalb die Japaner, die vielleicht gar keine solchen Geschäfte haben und daher das Notwendigste entbehren müssen, nicht schon längst den verdienten Tod aller Idealisten gestorben sind? Sie hat keine Ahnung davon, daß die Vegetarier in

einem äußerst praktischen Lande, nämlich in England, schon längst für ihre Schuhe ein Kunstleder benützen, das dem Naturleder nur darin nachsteht, daß es infolge des Treibens der Praktiker noch etwas teurer ist als das Naturleder, solange dieses ein bloßes, in Massen vorhandenes Nebenprodukt des Fleischfressens ist. Und ich glaube auch kaum, daß sie eine kurze Notiz nachdenklich gemacht hat, die in derselben Nummer des „Tierfreund“ die von ihr behauptete Notwendigkeit der Mordprodukte Lügen straft:

#### **Zur Tierschutzwoche!**

Auf mehrere Anfragen gibt der Wiener Tierschutzverein bekannt, daß die von ihm anlässlich der Tierschutzwoche vorgeführten Pelzimitationen bei den Firmen Gerngroß, Herzmansky, Kullmann (Rudolfsplatz) und Herzfeld (Bauernmarkt) zu haben sind.

Sie hat in ihrer Ahnungslosigkeit noch nie etwas von Zäunen gehört, durch die man „Krauthäupteln“ vor Hasen schützen kann und sie erhebt sich geradezu ins erhabene Gebiet des uns aus den letzten Nummern sattsam bekannten Religiösen, wenn sie meint, die Natur brauche ihren mit Liebe zelebrierten Mord am Tier, um nicht in Ueberproduktion zu ersticken, so wie andere glauben, die sittliche Weltordnung ginge auf Fransen, wenn sie nicht strenge auf einen karmischen G'hörtsich bei anderen schauen würden. Rätselhaft bleibt es bei dieser Auffassung nur, weshalb jene Tiergattungen, die der Mensch keiner planvollen Liebkosung durch Pulver und Blei oder durch das Schlachtmesser unterzieht, die Erde nicht schon längst mit ihren Massen überschwemmt und verdienstvoller Weise alle Praktiker „dem Hungertode zugeführt“ haben? So zum Beispiel die meisten Arten der Vögel, der Insekten und Reptilien, die sich doch auch nicht gerade schlecht vermehren und so gar keine Gelegenheit haben, „sich für uns

zu opfern“, wie der überaus praktische Fachausschuss für Umgebrachtworden mit Gewalt lautet.

Fassen wir resumierend zusammen: Die Materie ist für Praktiker bei näherer Betrachtung noch ziemlich ungeklärt. Soviel aber ist klar: Man soll dem Ochsen, der da drischt, zwar nach wie vor nicht das Maul verbinden; wenn er aber weiblichen Geschlechtes ist und leeres Stroh drischt, wird es sich unter Umständen, wie z. B. heute und hier, nicht ganz vermeiden lassen. Oder hätte ich mich als Gerechter einer Gans, die ja doch auch ein Vieh ist, erbarmen sollen?

Ich lasse diese Frage unbeantwortet, hole die mir angeborene Galanterie wieder vom Eis, wo ich sie bei Beginn dieser Auseinandersetzung deponiert habe

und bin von Stund' an wieder  
wie eh und je — galant.



## DAS LETZTE RÖCHELN PETER ZAPFELS

Der rechts- und linksseitige Maulhaken, den ich Peter Zapfel (Pierre Ramus) [Rudolf Großmann] in Nr. 24 versetzt hatte, schien gut gegessen zu sein. Das boxende Känguruh aus Klosterneuburg schwieg und schien knock out geschlagen. Verschiedene Leser des Nebelhorns verwandelten sich in Schiedsrichter und begannen ihn auszuzählen: Eine Nummer, zwei Nummern, drei Nummern des „Anarchisten“ erschienen ohne einen Mukser Zapfels. Aber Zuschriften kamen wie diese:

„Ich sehe mich veranlaßt, Ihnen meine vollste Sympathie auszusprechen. Es ist eine Infamie von Großmann, im Namen des Bundes oder aller Anarchisten eine rein persönliche Meinung zum Ausdruck zu bringen. Ich hoffe aber, sehr geehrter Herr Doktor, daß Sie nicht meinen, alle Wiener Anarchisten seien mit Großmann einer Meinung und Trabanten dieses selbstsichtigen Geschäftsmannes, der es vermeidet, des Nebelhorns Erwähnung zu tun, da eben ein Geschäftsmann an alles — insbesondere an die Konkurrenz — denken muß. Indem ich Ihnen versichere, daß es in Wien mehr Anarchisten gibt, die gegen Ramus' Person und Taktik sind, als solche, für die er unbedingte Autorität ist, bin ich mit vollster Hochachtung Ihr — —“

oder:

„Ihre Polemik gegen den „Anarchisten“ R. Großmann hat mir besonders gefallen und ich bin wohl berechtigt, mich zu dieser Sache zu äußern. Ueber ein Jahr lang habe ich als Agitator und Organisator im Bunde herrschaftsloser Sozialisten des Herrn Großmann genügend Gelegenheit gehabt, diesen sonderbaren „anarchistischen“ Apostel kennen zu lernen. Und ich kann auf Grund der traurigen Erfahrungen mit dem Menschen ruhig sagen:

Einen größeren Schurken sah ich nie! Seine Ehrlosigkeit wird nur durch seine Geldgier übertroffen.

Da ich ein begeisterter Anhänger und Verfechter der anarchistischen Ideenwelt eines Krapotkin, Bakunin und Tolstoi bin, danke ich Ihnen aus ganzem Herzen für die Bekämpfung dieses schmarotzerischen Freibeuters. Dieser Mensch ist ein großes Hindernis für die Entfaltung einer anarchistischen Bewegung in Oesterreich. In seinem übermäßigen Erwerbstrieb monopolisiert er alle Lebensäußerungen dieser Bewegung, was ihm Dank einer raffinierten Redegabe und seiner skrupellosen Methoden bis jetzt noch immer gelungen ist. Realen Angriffsstoff gegen ihn gibt es in Hülle und Fülle; es mangelt nur die Veröffentlichungsmöglichkeit. Deshalb erfüllt mich und meine Freunde Ihre glänzende Abfertigung des Großmann mit großer Freude.“

oder:

„Tiefgefühlten Dank für die Hinrichtung Peter Zapfls, dessen Schüler ich vor 18 Jahren war!“

Da — in der vierten Nummer des „Anarchist“ (vom 8. Januar) wurde folgendes Röcheln vernehmbar:

**Erklärung.** Die am 27. Dezember 1927 tagende Vollsetzung des B. h. S. (A.) Graz, hat sich mit den von Guttenbrunn gegen Kam. Ramus erhobenen Anwürfen und Verdächtigungen beschäftigt und diese einstimmig als gemeine und infame Verleumdungen erkannt. Wir sprechen dem Kam. Ramus das vollste Vertrauen in seinem Kampf im Sinne des Anarchismus aus und bringen zur Kenntnis, daß H. M.-Guttenbrunn — n a c h seinen bewußt verleumderischen Agriffen gegen Ramus — bereits den Dank der Sozialdemokratie geerntet hat! Im Sinne unserer Bewegung lehnen wir M.-G. ab, und ersuchen die Redaktion unseres Blattes, solche Verleumdungen im Genre eines Bekessy oder Sandor Weiß und Jelenek — Konjunktursozialdemokraten, die heute ihre früheren Parteiführer unsachlich-persönlich bekämpfen, Die Red. — zu ignorieren.

Im Auftrage: Max Selenko, Alois Zarastnik, Franz Rath, Gustav Kern, Norb. Bartoschek .

Es ist also klar: Während ich — Bekessy mit jedem Tage ähnlicher werdend — den Dank der So-

zialdemokraten für die Nr. 24 (der aus einer Notiz im „Kampf“ über die Nr. 16 bestand!) ernte und in meine Scheuer einheimse, weil ich meinen früheren Führer „Peter Zapfel“ unsachlich — persönlich bekämpft habe, ist dieser Zapfel bereits tot. Vollkommen tot. Er kann nicht einmal mehr selbständig röcheln, er muß andere beauftragen, für ihn zu röcheln. Er hat sich mit mir beschäftigt und hat — lang hats gedauert — erkannt, daß dies gefährlich sei. Unverbrauchte, neue Gestalten treten auf den Plan. Auch sie haben sich „beschäftigt“ (nämlich mit meinen Anwürfen und Verdächtigungen), auch sie haben „erkannt“ (nämlich, daß diese gemeine, infame Verleumdungen seien). Aber wie solche Erkenntnisse zustandekommen, habe ich wieder mit eigenen Ohren vernommen.

Am 28. Dezember wars, also einen Tag nach der Geburt dieser ihrer Erkenntnis zur Befreiung von einem lästigen Philanthropen, einer Geburt, die am 27. in Graz unter der geburtshilflichen Mitwirkung Zapfels stattgefunden hatte, der zu Weihnachten mit seiner Phrasendreschmaschine auf Lohndrusch nach Graz gekommen war. Ich saß bei einem Bekannten in dessen Grazer Büro. Da erschien ein Manne Zapfels und brachte die neueste Nummer des „Anarchist“. „Na, wie wars bei Ramus' Weihnachtsfeier?“ fragte ihn mein Bekannter, der einen diebischen Spaß daran hatte, daß mich Zapfels Sendling nicht kannte. „Oh, sehr schön!“ — „Hat er nichts übers Nebelhorn gesagt?“ — „Ah“, rief jener. „Ramus ist mit einem ganzen Paket Dokumente gekommen und hat alles widerlegt!“ — „Habt ihr das Nebelhorn überhaupt gelesen?“ — „Nein! Es kann aber nicht so arg gewesen sein, was drinnen gestanden ist.“ — „Na“, sagte mein Bekannter, „es war ganz nett. Hat er euch die Dokumente gezeigt?“ Da antwortete der Genosse Zapfels mit dem lapidaren Worte

„Nein“ und entfernte sich mit dem für seine geistige Freiheit sehr bezeichnenden Gruße „Freiheit!“

So wars; ich schwöre es. So haben diese „Anarchisten“ sich beschäftigt, so haben sie erkannt, so haben sie beschlossen, mich zu ignorieren.

Ich bin erledigt. Ich bin entlarvt. Alles, was ich gegen Zapfel vorgebracht habe, ist infame Verleumdung. Ich habe behauptet, daß philanthropisch mit „h“ geschrieben wird. Es ist nicht wahr. Ich habe behauptet, daß ihm das Nebelhorn privat zu billig war, obwohl es ihm offiziell zu teuer ist. Es ist nicht wahr. Ich habe behauptet, daß ich nicht mein Vater bin. Es ist nicht wahr!

Ich bin mein eigener Vater und bleibe es. Fünf wildfremde Menschen haben es am 27. Dezember beschlossen, und eine Demonstration gegen diesen Beschluß nützt mir nichts. Sie wird ignoriert. Ist vor mir schon, k a n n vor mir schon ein Mensch in einer derart grusligen Lage gewesen sein?

Es ist nicht das erstemal, daß die Anhänger Zapfels so beweisen, daß der Apfel nicht weit vom Zapfel fällt. Sie sind dazu da, die Sprache, wenn er sie verloren hat, wiederzufinden, und sie ihm zu apporrieren. Als Zapfel im Mai 1927 als ein vom Ehrengerichte in Leipzig Geschlagener dasaß, da wurden sie ebenso mobilisiert wie jetzt gegen mich. Und zwar wurde das so gemacht: Das Ehrengericht hatte aus drei von ihm und drei von seinem Gegner normierten Beisitzern bestanden, die im gegenseitigen Einvernehmen einen Berliner als Vorsitzenden gewählt hatten. Zapfel wurde, laut dem mir vorliegenden Protokoll in allen verhandelten Punkten der Anklage mit vier zu drei Stimmen schuldig gesprochen; im Punkt 9 aber (dem Vorwurf der Fälschung Kropotkins) mit 6 zu 1 Stimme. Das heißt, hier hatten sich sogar zwei seiner Getreuen gegen ihn ausgesprochen. Kaum wieder in Klosterneuburg, dem be-

kannten Sammelpunkte sämtlicher Gelder angelangt, ließ er von seinen Unterläufern für die, die nicht alle werden, eine Broschüre veröffentlichen, in der das Urteil des Ehrengerichts insofern höchst eigenartig dargestellt wurde, als nur das Urteil seiner eigenen drei Beisitzer zu jedem Punkte der Anklage veröffentlicht wurde, so daß er in allen Punkten freigesprochen erschien. Da aber selbst diese originelle Methode im Falle Kropotkins nicht zum Ziele führen konnte, da ihn hier nicht einmal seine eigenen Freunde für schuldlos befunden hatten, erfand man in der Broschüre folgende kurze, aber geniale Wendung:

Punkt 9, Bezeichnung des KOHL wegen Kropotkins „Worte eines Rebellen“ Uebersetzung: Gemeinsam erledigt.

Punktum, Nix schuldig und nix unschuldig. Gemeinsam erledigt, d. h. gemeinsam gefälscht. Das ist eine Solidarität der Unsolidität, die einen Rekord darstellt und in Erich Mühsams Zeitschrift „Fanal“ (Dezember 1927) folgendermaßen gewürdigt wird:

#### **Erklärung.**

Rudolf Großmann, Wien, hat als Antwort auf das Urteil des Schiedsgerichts, welches ihn schuldig erklärte, eine Broschüre herausgebracht, die an Lügenhaftigkeit und Größenwahnsinn alles übertrifft, was je von dieser Seite geleistet wurde. Wie immer, ist er auch hier zu feig, seine Schreibung mit seinem Namen zu decken. Er überläßt dies gnädigst seinem „B. h. S.“ und seinen Leipziger Sekundanten. Die Bloßlegung dieser Lügen erfordert eine Antwortbroschüre. Da ich als Arbeiter nicht über so viel freie Zeit verfüge wie dieser Geschäftsmann, wird dies einige Wochen in Anspruch nehmen. Dies soll dann mein letztes Wort in dieser Affäre sein, obgleich ich weiß, daß es auch weiterhin „Anarchisten“ geben wird, die ohne servile Götzenanbetung sich nicht in ihrem Element fühlen.

Oskar Kohl, Dresden-A. 34, Zeunerstraße 13.

Wir erklären uns hiermit mit unserem Kameraden O. Kohl in jeder Beziehung solidarisch.

**'Syndikalistische Arbeiterföderation Dresden.  
Geschäftsleitung der Provinzarbeiterbörse Sachsen.**

Damit aber bis zum Erscheinen dieser Broschüre, für deren Verbreitung ich gerne sorgen will, auf daß die Freiheit endlich von ihm frei werde, den Anhängern Zapfels die Zeit nicht lang werde, möchte ich sie bitten, sich zum Bezirksgericht Klosterneuburg zu bemühen und sich dort für die Grundbucheinlage 859, Katastralgemeinde Kierling, Haus Nr. 237, zu interessieren. Sie werden dort über den Proletarier Zapfel, der mir im Namen der Besitzlosen meinen Besitz vorgeworfen hat, trotz seiner roten Färbung ihre blauen Wunder erleben. Ich vergaß nämlich unter den oben zitierten Briefen noch einen zu erwähnen:

Sehr geehrter Herr Doktor!

Von einem guten Bekannten höre ich, daß der Groß(kauf-)mann des österreichischen Anarchismus Ihnen Ihren Besitz vorwirft. Da ich den Herrn sehr gut kenne, weiß ich auch, daß er eine respektable Villa besitzt. Ich sende Ihnen mitfolgend den Grundbuchsauszug, sein Haus betreffend. Daß die Villa seiner Frau Sarah (die in der „Bewegung“ aber nur als „Sonja“ bekannt ist), zugeschrieben erscheint, ist nur eine Vorsichtsmaßregel des „Kämpfers“, der gerade in kaufmännischen Dingen virtuos ist. Hauen Sie doch diesem Heuchler eine in die dicke Pfanne! Er ahnt natürlich nicht im geringsten, daß auch nur eines seiner geistesarmen Schäfchen auf ein Grundbuchsamt kommen könnte!

Ich sag's ja: die Welt ist schlecht! Da kann man freilich arm und besitzlos dastehen, wenn man eine Frau hat, die man aus revolutionären Gründen immer für seine „Lebensgefährtin“ ausgibt, aus bolschewistisch-musikalischen Klangmotiven statt Sarah Sonja

nennt, aus ziemlich bürgerlichen Ursachen aber als Besitzerin der aus den „armseligen Mitteln des Proletariats“, die man Obdachlosen vorenthalten möchte, erstandenen und lastenfrei gemachten Villa fungieren läßt.

So, und jetzt können sie mich alle — ignorieren.



## EINE MODERNE ART, LITERATURGESCHICHTE ZU SCHREIBEN

Schon seit längerer Zeit trage ich mich mit der Absicht, im Nebelhorn auf das Buch eines Wiener Schriftstellers aufmerksam zu machen, dessen eminente Begabung für die Parodie ihresgleichen sucht. Stets wurde ich durch den leidigen Platzmangel daran gehindert, der sich immer deutlicher als die Auswirkung eines — wahrscheinlich durch Vielschreiben in einer meiner früheren Existenzen verursachten — üblen Karmas darstellt. Heute endlich bietet sich Gelegenheit. Das Buch heißt: Mit fremden Federn. Parodien von Robert Neumann. Verlag I. Engelhorn's Nachf. Stuttgart 1927.

Aus der Fülle des in diesem Buche dem Leser Gebotenen bringe ich im Nachfolgenden mit Erlaubnis des Verfassers fünf Musterbeispiele und zwar je eines aus dem Gebiete der Lyrik, der Novelle, des Romans, des Dramas und der wissenschaftlichen Abhandlung. Wer je von den Autoren, die hier parodiert werden, etwas gelesen hat, wird von der visionären Erfassung des Charakteristischen bei jedem bis ins kleinste Detail der Interpunktion verblüfft sein. Aber man würde die Bedeutung dieser Parodien verkennen, wenn man sie bloß zwerchfell- und nicht auch in einem anderen, weitaus tieferen Sinne erschütternd fände. Denn sie führen den Leser geraden Weges an die Kluft, die heute zwischen dem Echten und dem Betriebe klafft und überlassen ihn hier seinen Gedanken über die Ausübung der Kunst auf Grund eines von der Kritik der Presse ausgestellten Gewerbescheines. In den 1—2 Fällen aber, wo sie

diese Kluft nicht finden, sind sie die höchste Anerkennung, die einem Autor gemacht werden kann.

### **Aus den Sonetten an Ead**

Nach Anton Wildgans

Denn ich bin Dichter. Und was ich Dir bringe  
Sind nicht die Klänge einer kleinen Kunst.  
Und sieht ein anderer im Ackerdunst  
Noch Raupen kriechen oder Engerlinge —

Mir hebt der Schmetterling schon seine Schwinge!  
(Ich bin ein Dichter, Schönste, mit Vergunst!)  
So brech ich auf in einer breiten Brunst.  
Daß ich Dich mir einfüge und bezwinge.

Noch kenn ich Deines Leibs nicht die Gesetze.  
(Nie sah ich Deine lieben Füße nackt.)  
Doch wird bei mir so Königin wie Metze

Ganz auf die gleiche Weise angepackt:  
Ich hüll' sie in heroisches Geschwätze  
Bis sie sich hingibt in verwegnem Takt.

## Aktschluß aus „Mannesehr“

Nach Karl Schönherr

Vroni: Tu's!

Sepp (abgewandt): Nein!

Vroni (klammert sich an ihn): Tu's!

Sepp (schüttelt sich, daß sie taumelt): Laß, Weib! An mich klammert sich's nit mehr gut!

Vroni (wieder zu ihm, heiß, zischend): Drin ist er in der Kammer, ganz bei der Tür. Du nimmst Dein Messer... Hast kein Messer? (Tastet über die Tischplatte, bekommt das lange Brotmesser zu fassen und drückt es ihm in die Hand.) Hast kein Messer bei dir? Ein Bua wie du! Da ist's... das Messerle. Und jetzt gehst nur drei Schritt dort hinter die Kammertür... (fieberhaft) und ein Stich und ein Schnitt!

Sepp (nach innerem Kampf): Weib; ich kann nit!

Vroni (mit gellendem Lachen): Zipfelbubele! Hosenscheißer!

Sepp (auffahrend, faßt einen gefällten Baumstamm und erhebt ihn drohend): Sag das nit mehr.. Du!

Vroni (an ihn geschmiegt, seinen Arm bestastend): Die Muskeln! Schier lauter Stein und Stahl. Da hat eine einmal was zum Anhalten dran. (Plötzlich wild an seinem Halse) Tu's! Ein Stich und ein Schnitt!

Sepp (hoch aufgereckt): Da wird nit g'stochen Weib und da wird nit g'schnitten. Da kriegst nix. Die Speckschwarten, die da drin in der Kammer hängt, die g'hört mein Vater, und... (erschüttert) Du

sollst Vater und Mutter ehren, hab i g'lernt. Das wird von mir keiner derleben, daß i mein Vater nit ehren tu. Die Speckschwarten dort drin. Weib, die schlag dir aus'n Kopf! (Ferne Glockenklänge) Horch, 's Aveläuten! (Nach einem langen Blick auf Vroni und innerem Kampf, entschlossen) Da schweigt all's. B'hüt Dich Gott, Weib... wennst noch einen Gott hast. (Rafft noch einige Baumstämme zusammen, legt sie über die Schulter und geht schweren Schrittes ab.)

V r o n i (zusammenbrechend, unter gellendem Gelächter): Hosenscheißer!

\*

## Oponophlia

Nach Karl Heinz Ewers

Ev. Joh. XXXVIII. Vers 6922

Insel Pahnagaladomandi

1. April 1930

Mein Führer blieb auf der Höhe des verschneiten Passes stehen und äugte scharf durch die Nachtbläue ins gegenüberliegende Tal hinab. Dann sagte er im schlechten Englisch der kanadischen Indianer: „Hier, Herr, das Tal der Nacht. Ich warne dich nochmals.“

Ich schnallte statt jeder Antwort die Skier an. „Du bist bezahlt, Kochuapeto“, sagte ich dann, „aber wenn du zu feig bist —“

Da straffte er sich. „Fahren wir.“ Mit zusammengebissenen Zähnen.

Wir glitten sausend durch den mondblau stäubenden Schnee. Jagten über die Lawinentalhalde. Erreichten den weißen, schweigenden Talgrund.

Schon im letzten Viertel der Abfahrt war mir aufgefallen, daß der Schnee unter mir nicht mehr knirschte. Das Tal war erfüllt von einer weichen, breiigen Masse. Es war warm. Ich wunderte mich, keine Pfützen zu sehen.

Da kroch mir das Weiße langsam und stetig die Beine empor. Als ich näher hinblickte, bemerkte ich, daß von Schnee längst keine Spur mehr war.

Ich stand auf Maden.

Weiße Leichenmaden lagen in einer meterdicken weich breiigen Schichte über dem Boden und krochen zu Hunderttausenden an mir hoch. Als ich mich nach meinem Führer umwandte, bemerkte ich, daß

der Madengürtel ihm schon bis in Brusthöhe reichte. Die Augen quollen ihm aus den Höhlen. Er röchelte.

Da galt es, keine Zeit zu verlieren. Man weiß, daß *Oponophlia malplex*, die Totenmade, Aas dem lebenden Fleische vorzieht und nur in größtem Hunger atmende Wesen angreift. Ich band also meinem Führer die Hände auf den Rücken, zog mein Messer hervor, wetzte es an dem Taschenwetzstein, den ich für solche Fälle stets bei mir führe, und schnitt ihm ein Ohr ab. Ich warf es hinter mich in den Brei. Und während die Flut der fressenden Raupen darüber zusammenschlug, schob ich mich zwei Schritte durch den Tiersumpf gegen den schwarzen Wald vor, der vom Talende herüberschaute. Kochuapeto schleppete sich hinter mir her.

Dann kehrten die Raupen zurück. Ich opferte Kochuapetos zweites Ohr und seine Nase. Das brachte mich zehn Schritte weiter. Ehe ich ihm die Zunge abschnitt, bat er mich um den Gnadenstoß. Aber ich durfte ihm nicht willfahren. Er mußte langsam geopfert werden...

Als ich nach etwa einer Stunde den Waldrand erreichte, hörte die Decke weißer, qualliger Tiere plötzlich auf. Der Kanadier stand noch ohne Ohren, Nase, Zunge, Augen und Arme auf einem Bein — denn das andere hatte ich den Tieren geopfert — etwa zwanzig Schritte hinter mir im weißen Gewimmel. Plötzlich riß er den blutigen Rachen auf. Ein breiter Strom zuckender, halbzerkauter Maden brach daraus hervor. Da lachte er. Lachte, daß es durch Mark und Bein ging.

Dann ward er weiß im Gesicht und wand sich wie eine Made. Ich sah noch, wie die Flut der Tiere sich über ihm schloß. Unter der wimmelnden, eklig bewegten Decke aber hörte ich noch einen Augenblick lang sein Gelächter.

Dann wird mir endlich übel.

## Aus dem Roman „Teutonen“

Nach Walter Bloem

Als Teuto an das Flußufer trat und die badenden Basen erblickte, glaubte er sich einen Atemzug lang von Ohdinns blaublickenden Wunschmaiden umgaukelt. Doch dann erkannte er: Teutunginnen waren's, seiner Sippe Gesippte. Aber wer war die Schlanke, die da unter den Nackten sich wandte, ihrer Nacktheit Geheimnis zu hüllen? Hiltipurch war's, mit nichten der Sippe der Teutungen entstammt. Sie trug keinen Schmuck, die Stolze.

„Heilo, Teuto, der Teutung“, rief sie und trat auf ihn zu, mit hellen Händen schirmend die Scham vor der Schau. „Begehrst du zu baden?“

Trotzig wandte sich der Teutungenproß. Denn es war immer der Stolz der Teutonen gewesen, daß ihre Söhne und Töchter erst spät das Geschlecht in sich erwachen fühlten. Da aber war's eine Welsche, die warb.

„Weißt du, Teuto“, funkellächelte die Gleißende. „wie Ohdinns Storch uns die Kinder beschert?“

Der Teutung errötete. Denn es war immer der Stolz, der Teutonen gewesen, daß ihre Söhne und Töchter erröteten. Trotzig sprach er: „Was kümmern mich Kinder? Was wallt dir Welsche das Wissen? Ohdinn schuf mich, heilo, und die Kunde genügt mir. — Haleilo“, grimmtrutzte er und wandte sich waldwärts.

Doch der Welschen wogte Brunst in der Brust. Sie gehrte des Grimmen, „Teuto“, eislachte sie hinter ihm drein, „dich zeugte nicht Ohdinn! Brünstig im Bette zeugte dich Techo, dein Tate!“

Da taumelte der Teutung. Ihn, den Unberührten,  
hatte ein Weib wissend gemacht — eine wissende  
Welsche unterwühlte das Wirtsvolk.

An der Wurzel der Weltesche nagte der Wurm.

★

## Der Uebergang des Morgenlandes

Nach Oswald Spengler

In diesem Buche ist zum erstenmal der Versuch gemacht, Geschichte vorauszubestimmen. Das Mittel, lebendige Formen zu verstehen, ist die Analogie. Der französische Konvent sprach von Karthago, wenn er England meinte, und die Jakobiner nannten sich Römer, wobei sie übersahen, daß ein Vergleich Kyaxares und Heinrich I. ebenso plausibel ist wie einer zwischen Anaximenes von Milet und dem Schreiber dieser Zeilen. Das wird noch besser verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Schlacht bei Issus, also das Gegenüberstehen zweier Schlachtreihen an den Flußufern mit abwechselnder Eröffnung der Feindseligkeiten, sein Korrelat hat im Gesellschaftstanz unserer Väter, der Quadrille, während das Keilschriftzeichen  $\blacktriangle \text{---} \blacktriangle$ , das soviel wie „a“ oder „aufwärts“ oder auch „Held“ bedeutet, sich gleicherweise wiederfindet im semitischen „pleite“ (die Friedenswirtschaft), im Grundriß der Peterskirche zu Rom und in der Form des Schnurrbarts Kaiser Wilhelm II. Und nun denke man an das Symbol  $\overset{\text{J}}{\text{V}} \text{---} \text{I}$  und stelle sich vor, daß Skopas und Praxiteles die Upanishaden nicht gekannt hätten! Das wird einleuchten.

Ist dem aber so, so ist auch bewiesen, daß die Firma M. E. Mayer, die sich bekanntlich von Mayer Helmbrecht herleitet, im Grunde keine andere kontrapunktische Funktion in der infinitesimalen Konsonanz des Universums hat als jene Maja, deren Schleier charakteristischer Weise ebenso als ein kosmetisches Requisit anzusehen ist wie die Fabrikate der genannten Parfümerie.



## GOTT ERHALTE!

Heute gibt der Angeklagte an, daß er es beim Militär bis zum Feldwebel gebracht habe und wiederholt wegen seiner Tapferkeit ausgezeichnet worden sei. Im Spital in Cilli soll er der Exkaiserin Zita auf ihr Befragen, wie es ihm gehe, schroff geantwortet haben: „Was fragst denn noch, einen Hunger hab' ich!“ Darauf wurde er degradiert und als Offiziersdiener nach Rumänien geschickt.

Eine Vorkehrung, die nach monarchistischer Ernährungslehre als Surrogat der Nahrung seit Jahrhunderten erprobt ist.



# DAS NEBELHORN

ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

## BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern . . . . .	12 Schilling
12 Nummern . . . . .	6.50 „
6 Nummern . . . . .	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern . . . . .	9 Mark
12 Nummern . . . . .	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern . . . . .	14 Schw. Fr.
12 Nummern . . . . .	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung an d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.  
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.